

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur Karl Heudisch, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 24. September 1903.

(Nachdruck verboten.)

Frau Hadwig.

Eine Strandgeschichte von Ella Lindner.

(Schluß.)

„Gnädige Frau?“

Hadwig sieht langsam auf.

„Es ist jemand draußen, der Sie gern sehen möchte —“

„Wer?“

„Einer, der sehr um Ihr Leben gezittert hat, gnädige Frau,
ein — Totgeglaubter —“

„Schwester?!“ In banger Frage hängen ihre Blicke an den
Bügen der Pflegerin. Sie will sich aufrichten, aber Schwester
Marie duldet das nicht.

„Sie müssen mir versprechen, ruhig zu sein, gnädige Frau,
sonst darf ich ihn nicht einlassen.“

Hadwig sinkt in die Kissen nieder und atmet schwer. „Ist
es — o sagen Sie mir die Wahrheit — ist es — Zürke
Mümers?“

„Ja —“

„Er lebt?!“

„Ja. An jenem Morgen war er nur bewusstlos. Die Wellen
hatten ihn an den Strand geworfen, eben als Sie dazu kamen.
Schon am nächsten Tage war er wieder munter.“

Und dann kniet Zürke Mümers an Hadwigs Bett und bedeckt
ihre Hand mit heißen Küssen.

„Mein Lieb — mein einziges —“ stammelte er tief erregt
— „Gott sei gedankt!“

Leise streicht sie ihm übers Haupt.

„Eckehard!“ Eine Fülle von Liebe liegt in dem einen Wort.

„Du — Du — bist nicht tot — und ich dachte —“ ein Beben
geht bei der Erinnerung an das Entsetzliche durch ihre Glieder.

„Denk nicht mehr daran, Liebstes —“

„Aber es war schrecklich, Zürke! Ich werds nie vergessen
können!“

Er setzt sich auf den Bettrand, ohne dabei ihre Hand loszu-
lassen, und erzählt ihr, wie sie alle um ihr Leben gebangt haben.
Zürke müßte längst in Bremen sein, aber er hat nicht abreisen
können mit der peinigenen Ungewißheit im Herzen. Sie kommt
gar nicht dazu, nach Herbart zu fragen, und dann hat sie es wieder
vergessen. Zürke darf auch nicht lange bei ihr bleiben. Sie soll
sich nicht zu sehr aufregen.

„Ach Du — was kannst Du mir schaden!“ sagt sie. „Du
machst mich ja erst wieder gesund. Ohne Dich“, aus tränen-
dunklen Augen schaut sie zu ihm auf, „hätte ich auch nicht mehr
leben mögen.“

„Aber jetzt! Und jetzt muß mein Lieb sich spüren, schnell
wieder gesund zu werden, gelt?“

Sie nickt glücklich. Dann greift sie nach den Blumen.
„Die hast Du mir gebracht — nicht wahr, Zürke?“

„Ja — Brennende Liebe — Du weißt doch —“

„Brennende Liebe! Oh Zürke —“ sie hebt ihm beide Arme
entgegen, und wie er sich herabbeugt, schlingt sie dieselben um
seinen Nacken. Ein seliges Erschauern geht über ihren Leib, da
er sie nun küßt.

Ein Jahr ist vergangen, seit Frau Hadwig einzog in dem
Säulenhau am Dobben. Ein ganzes Jahr — und ein glück-
liches ist es gewesen! Das kann Osterkamp, der Buchhalter, be-
zeugen. Über die Seebadgeschichte hat er jetzt freilich so seine
besonderen Ansichten. Er glaubt nicht mehr recht an die Nerbo-
fiktät des Herrn, und er meint, damals sei wohl eher mit dem
Herzen nicht alles in Ordnung gewesen. Aber schließlich ist das
einerlei und er kann mit dem Resultat der Reise nur zufrieden
sein — nicht bloß wegen der unerwarteten Gehaltsaufbesserung
— auch sonst. Solch eine junge hübsche Herrin — na! Hadwig
hat sich nämlich sein altes Junggesellenherz dermaßen erobert,
daß er von ihr beinahe in demselben Ton redet, in welchem er
von „unseren lieben Heiligen“ spricht.

Ein goldener Sommertag ist es wie ehemals. Die Sonne
sank bereits, doch im Westen leuchtet noch glührot der schmale
Streif, der Himmel und Erde trennt. Vor Zürkes Haus blühen
die Geranien, ein Teppich, wie er farbenfreudiger sich nicht denken
läßt. Unter der Terrasse duften traumschwer die Rosen. Hadwig
lehnt an der weißen Balustrade und wartet auf Zürke. Es ist
heute Herbart's Geburtstag. Sie hätte so gern sein Grab ge-
schmückt, aber wer kann wissen, wo der Unglückliche schläft! Ob
wirklich im Schoße der Wellen, wie man es annimmt? Eine
Woche nach jenem Schreckenstage fanden Schiffer das gekenterte
Boot in der Nähe von Baltrum. So kann sie denn sein Grab
nicht schmücken. Dennoch hat sie heute einen Kranz besorgt —
eigenhändig — ist damit zum Friedhof gefahren, und dort hat
sie die Blumen auf den verlassensten aller Hügel gelegt im stillen
Gedenken an den, der einst ihr Freund war. Es ist so über sie
gekommen — sie hat es tun müssen. Zürke wird nicht schelten
darum, das weiß sie.

Auch Hadwigs treue Dienerin, die alte Ursula, weist nicht
mehr unter den Lebenden. Doch das Glück ihres Liebings, das
hat sie noch schauen dürfen mit den müden Augen, und so ging sie
denn mit einem Lächeln der Befriedigung auf den welken Lippen
aus dieser Welt.

Hadwig wartet noch immer. Zürke bleibt lange aus, und
sie will schon unruhig werden, als er endlich kommt. Sie fliegt

ihm entgegen, und die beiden Menschen begrüßen sich, als seien sie wochenlang getrennt gewesen und nicht nur vom Mittag bis zum Abend.

„Zürke“, sagt Hadwig, als sie dann ins Haus gehen, „ich habe eine Überraschung für Dich.“

„Sieh mal einer die kleine Frau! Sie hat auch eine Überraschung! Und ich denke allein der Glückliche zu sein.“

Sie ist erstaunt. „Du auch?“

„Ja auch —“

„Aber was denn? Doch nicht dasselbe? So rede endlich, Zürke!“

„Bitte, nein —“ entgegnete er lachend. „Die Damen haben — wie immer — den Vorrang.“

„Liebster!“ bittet sie.

„Aha, so neugierig ist man, Eva? Soll der arme Chemarn wieder einmal Ordre parieren? Das muß ich ja, seitdem ich mich so leichtsinnig unter's Pantoffelregiment begab.“

„Du und Ordre parieren!“ Sie begleitet diese Worte mit einem komischen Seufzer.

„Vielleicht nicht?“ fragt er zurück. „Ja, sieh' mal, Schatz, dann hast Du Deinen Mann eben schlecht erzogen.“

„Gott, wenn das an mir läge! Als ich den Mann in die Hände bekam, war schon nichts mehr an ihm zu bessern.“

„Ja, das stimmt, Geliebtes!“ gibt er zu. „Ist bei dieser Krone der Schöpfung auch kaum anders möglich. Und Gott schaute sein Werk an, und siehe da, es war alles sehr gut! Das gilt natürlich in erster Linie vom Mann.“

„Sicher,“ spottet sie lustig. „Ein Wunder nur, daß dieser vortreffliche Mann sich mit uns armseligen Geschöpfen begnügt.“

„Das ist kein Wunder, sondern ein Zeichen edler Sinnesart,“ befehrt er ernsthaft.

„Ach so,“ sie zieht die Brauen hoch und bemüht sich, ein vollständig überzeugtes Gesicht zu machen.

„Schatz, Du bist reizend!“ Er kann nicht anders, er muß sie in die Arme nehmen und küssen. „Mein einziges, mein Liebstes!“

„Lieber — lieber Zürke!“ Sie schaut aus strahlenden Augen zu ihm empor. Dann rückt sie großmütig mit ihrer Überraschung heraus. Anne hat geschrieben, einen langen Brief. Sie ist sehr, sehr glücklich, besonders seit im Professorhaus ein blondes Mägdlein eingewandert ist, ganz des Vaters Ebenbild, doch mit der Mutter klaren Augen. Und verständig guckt das Dirnlein schon in die Welt, und es soll Hadwig heißen. Der Professor ist anfangs mehr für der Mutter Namen gewesen, aber wozu braucht er zwei Annen? Das ist ja Unsinn! Die eine macht ihm schon das Leben weidlich warm. Also Hadwig wird Frau Annes Tochter deshalb genannt werden. Und wenn nun des Kindchens Namensschwester selbst kommen möchte, um es aus der Taufe zu heben — es wäre ja wonnig! Von Bremen bis Berlin ist man doch so schnell da und Zürke wird sicher seine Frau begleiten, und er ist sehr — aber sehr herzlich eingeladen.

„Sieh mal,“ lacht Zürke, „wie liebenswürdig von Frau Anne! Aber sie kommt einen Posttag zu spät mit ihrer Einladung. Da,“ er sucht in allen Taschen, endlich findet er, was er will, „ein Brief vom Professor, der mir ganz dieselbe Geschichte erzählt. Es ist übrigens erstaunlich, wie famos der Blinde die Schreibmaschine handhabt.“

Hadwig liest die in herzlichem Ton geschriebenen Zeilen mit tiefem Interesse.

Sie faltet das Blatt zusammen und schmiegt sich an ihn. „Zürke, wenn Dich geschäftlich nichts zurückhält, dann möchte ich wohl gern fahren. Mein selbstverständlich nicht, das würde mir keine Freude bereiten.“

„Freilich, man will mit seinem Manne Furore machen.“

„Du!“ Sie gibt ihm einen leichten Klaps auf die Hand. „Sei nicht so eingebildet! Sag' mir lieber, ob Du Dich einrichten kannst! Weißt Du, ich habe auch mit Anne so allerlei zu besprechen,“ fügt sie hinzu und ein feines Rot steigt dabei in ihre Wangen.

„So? Ihr schreibt Euch doch alle paar Tage!“

„Ja — aber es gibt doch eben manches, über das man nicht schreiben kann, was sich tausendmal besser sagen läßt. Ein Mann, siehst Du, der versteht das nicht —“

„So? Danke für das Kompliment!“ meinte er lachend und streicht ihr leise übers Haar. Dann verspricht er, sich einzurichten, er freut sich auch auf das Wiedersehen. „Neugierig bin ich auf die zwei —“

„Ja richtig, nun sind's drei —“ spricht er, ohne sein Weiß aus den Armen zu lassen.

Dann schweigen beide. Sie hat das Köpfchen an seine Brust gelegt, und ihre Gedanken gehen auf leisen — leisen Sohlen ins Weite und Lüften ganz — — — ganz heimlich ein Endchen vom goldenen Schleier der Zukunft — jenes Endchen, welches über einer sanft schaukelnden Wiege liegt.

Im Zimmer ist es still — — und draußen — draußen duften die Rosen — — —

— Ende. —

(Nachdruck verboten.)

Zum Glück.

Roman von Margarete Böhme.

I.

Selten war wohl eine Familiennachricht mit gemischteren Gefühlen aufgenommen worden, als die Anzeige des Herrn Albert Biekamp von der nach zwölfjähriger kinderloser Ehe erfolgten glücklichen Geburt eines gesunden Töchterchens.

Schon die Heirat des Herrn Albert Biekamp hatte ihrer Zeit einen Sturm von Staunen, Entrüstung und Bedenken hervorgerufen.

Albert Biekamp war das einzige Kind seiner Eltern. Sein Vater, Inhaber des Banthauses Biekamp Nachfolger, galt als der reichste Mann in Neustadt, was bei der großen Wohlhabenheit der Bewohner immerhin etwas sagen wollte. Bis zu seinem zehnten Jahre war Albert ein zwar schwächlicher, aber immerhin gut gewachsener und gesunder Knabe, dann hatte er das Unglück, beim Turnen vom Reck zu fallen und sich eine Verletzung des Rückgrats zuzuziehen, die ihn fürs Leben zum Krüppel machte. Als er sich nach zehnmonatelangem Schmerzenslager erhob, konnte er sich nicht mehr gerade halten. Der Brustkasten schien förmlich eingeknickt, die Schultern neigten sich vornüber und markierten in ihrer runden, geduckten Form den herüchtigten Buckel.

Die Ärzte behaupteten, daß er auch nicht alt werden würde. Die Brust sei ohnehin schwach gewesen, und durch die fortwährende Beklemmung sei eine gefährliche Affektion der Lungen auf die Dauer unvermeidlich. Eine kleine Erkältung, die geringste Indisposition müßte ihm unfehlbar verhängnisvoll werden. Trotzdem verging Jahr um Jahr, ohne daß sich die Prophezeiung der Herren erfüllte. Albert blieb zwar schwach und schonungsbedürftig, ihm mangelte infolge seines körperlichen Gebrechens der rechte frohsinnige Jugendmut, aber zu unmittelbaren Besürchtigungen gab sein Gesundheitszustand auch gerade keine Veranlassung.

Bald nach seiner Mündigkeit starben kurz hintereinander beide Eltern. Albert, der schon Jahre vorher im Geschäft gearbeitet hatte, war nun mit 22 Jahren alleiniger Inhaber der Firma Biekamp Nachfolger. Die Leute, und insonderheit die zahlreichen Verwandten des jungen Mannes, meinten zwar, er tue am besten, das Geschäft zu verkaufen, da er doch sicher nicht einem so ausgedehnten Betriebe als Chef vorstehen könne. Albert hörte ihre unerbetenen Ratschläge, nickte beifällig, lächelte — und tat, was er wollte. Und alsobald stellte es sich heraus, daß in dem schwächlichen, engbrüstigen, lungenschwachen Körper ein gewaltiger Unternehmungsgeist steckte, der weit über die ziemlich eng gesteckten Grenzen des mit solider Bedächtigkeit arbeitenden väterlichen Bankbetriebes hinausstrebt. Den langjährigen Angestellten des Hauses wurde schwindlich vor den kühnen Transaktionen ihres jungen Chefs; als seine Berechnungen und Operationen Schlag auf Schlag glückten, bekamen sie einen gewaltigen Respekt vor seiner Tüchtigkeit und posauten den Ruf seines Finanzgenies in alle Winde aus. Jetzt lächelten die Verwandten beifällig. Schön von Biekamp, daß er sein Vermögen für die Erben zu mehren suchte. Denn daß er niemals „mit seinem Körper“ heiraten werde, stand für sie ebenso bombenfest, als die Tatsache, daß er nicht das vierzigste Lebensjahr erreichen werde.

Bis dahin machte man sich den „armen Krüppel“ so viel als möglich zu nütze. Seine Tanten bemutterten und bevormundeten ihn nach allen Regeln, die Vettern suchten oft seinen „Nas“ in puncto Geldangelegenheiten, die Kusinen wandten sich „vertrauensvoll“ an ihn, wenn sie mit ihrem Haushaltungsbudget nicht reichten, oder sie wieder einmal „nichts anzuziehen oder aufzusetzen“ hatten, und der Herr Gemahl ihrer Not eine heflagenswerte Verständnislosigkeit entgegenbrachte; ebenso galt es für selbstverständlich, daß er seine Nissen studieren ließ und seine Nichten aussteuerte. Und da Biekamp, ohne eine Miene zu verziehen, einwandslos alle an ihn gestellten Forderungen mit der größten Liebenswürdigkeit erfüllte, konnte er wohl als das Ideal eines Goldonkels in der Familie gelten.

In anbetracht dieses Umstandes trug man es ihm auch nicht weiter nach, daß er das vierzigste Lebensjahr in bester Gesundheit überschritt und so wiederum alle Voraussetzungen und Prophezeiungen zu nichte machte. Es war nicht zum Schaden seiner Erben, daß er ihr Vermögen noch ein paar Jahre länger verwaltete. Denn tatsächlich wuchs das Ansehen der Firma Biekamp von Jahr zu Jahr. Selbst die Matadore des Hamburger Geldmarktes, die früher von der Existenz dieses Neustädter Bankhauses kaum etwas wußten, nannten den Namen Biekamp jetzt mit Achtung; der Giftbaum Börse, der so manchem Spekulantem verderblich wurde, schüttelte über Albert Biekamp immer neue Ströme goldener Früchte.

In seinem 45. Lebensjahre zog sich Bankier Biekamp durch Überarbeitung eine Erkrankung der Popfnerben zu, die ihn zu einer längeren Ausspannung und einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in einer berühmten Kaltwasserheilanstalt des Harzes zwang.

Hier lernte er die junge Gesellschafterin einer alten, wenig liebenswürdigen, gleichfalls zur Kur in S. befindlichen Dame kennen. Das junge, bescheidene Mädchen, das mit unendlicher Geduld und Sanftmut die Tyrannei ihrer Herrin ertrug, erweckte seine Teilnahme; durch einen Zufall trat er ihr näher und erfuhr allmählich ihre Schicksale. Sie war Waise, mittellos und hatte in ihren bisherigen Engagements so wenig Glück gehabt, daß ihr die gegenwärtige Stellung ein Paradies gegen die vorhergehenden dünkte.

Am Tage vor seiner Abreise — sie hatten sich in der letzten Zeit täglich gesprochen — rückte Albert Biekamp mit seinem Anliegen hervor, das ihm schon länger am Herzen lag. Ob er ihr

sein Haus als Heimat anbieten dürfe? Natürlich müsse sie ihn als unübermeidliche Zugabe mit in den Kauf nehmen, setzte er mit resigniertem Lächeln hinzu, aber er wage zu hoffen, daß seine Liebe sie allmählich die Krüppellichkeiten vergessen lehren werde.

Nun, Klara Rannbach wußte nicht, daß Biekamp ein reicher Mann war. Aber sie bedachte, daß er ihr eine Heimat bot, in der sie ausrasten konnte von den Mühsalen und den Demütigungen und all den Widerwärtigkeiten in fremder Dienstbarkeit. Und sie dachte ferner, wie süß das Brot am eigenen Herd und wie bitter das Brot der Fremde schmeckt. Und sie sah nicht den „Buckel“ ihres Bewerber, sondern nur sein feines, kluges, gütiges Gesicht, seine hellen, freundlichen Augen, und so legte sie vertrauensvoll ihr Geschick in die dargebotene Hand des Mannes.

Biekamps Verwandte waren außer sich, als sie seine Absicht erfuhren. Zwei Deputierte der Familie begaben sich stehenden Fußes zu dem Übeltäter, um ihm seinen „wahnsinnigen“ Einfall, der die gesamte Verwandtschaft in empörender Weise zu berauben drohte, auszureden. Als gütliche Vorstellungen nichts nützten, fuhr man gröberes Geschütz auf. Ohne Zweifel sei er einer Abenteuerin in die Hände gefallen, „mit seinem Körper“ — und als er sich daraufhin energisch weitere Ausfälle verbat, und die Mission als vollständig gescheitert zu betrachten war, beging man einen Verzweiflungsschritt: In aller Form stellte man den Antrag, Albert Biekamp seines Kopfleidens wegen für unzurechnungsfähig zu erklären und ihn unter Vormundschaft zu stellen. Natürlich blizte man auch damit ab, aber dieser letzte Akt bewirkte, daß Biekamp endlich die Augen über die Gesinnungen der lieben Verwandten aufgingen, und er ganz mit ihnen brach.

Jahr um Jahr verging. Frau Klara bedauerte aufrichtig den Familienzwist, zu dem sie allerdings ohne ihr Zutun die Ursache gegeben hatte. Man traf einander bisweilen auf neutralem Boden, und da die Zeit auf beiden Seiten allgemach versöhnlichere Gefühle hervorgerufen hatte, wurde es der sanften, bescheidenen Frau schließlich nicht schwer, die zerrissenen Fäden wieder anzuspinnen. Biekamp war viel zu gutherzig, um den Bitten seiner Frau, der viel an dem Zustandekommen der Versöhnung lag, lange widerstehen zu können, und seitens der Verwandten gewöhnte man sich ohne Widerstreben an den Gedanken, Onkel Biekamp wieder zum Finanzminister der Familie zu erheben. Da die Ehe des Bankiers zudem kinderlos blieb, war es ziemlich sicher, daß das Vermögen doch eines Tages, wenn auch etwas später, an die rechtmäßigen Erben zurückfiel. Infolge dieser Aussicht hatten jahrelang Frieden und Einigkeit geherrscht, als nun plötzlich, wie eine Bombe in Sebastopol, Biekamps Anzeige von der Geburt einer Tochter in alle schönen Hoffnungen und Erbillusionen einschlug.

Niemand hatte das bevorstehende Ereignis geahnt. Seit Wochen weilte Frau Klara zu ihrer Erholung in einer kleinen Garzer Sommerfrische, in den acht Tagen, die sie wieder daheim war, hatte keiner sie gesehen.

Und was beinahe das Schlimmste und Unerträglichste: diesmal durfte man den gallbitteren Ärger über die zu Essig gewordene Erbschaft nicht einmal ausspeien, sondern mußte ihn, wollte man sich nicht blamieren, mit konventionellem Lächeln stillschweigend verschlucken. Einfach gräßlich, da es aber ziemlich feststehend war, daß der kleine Eindringling sich weder durch Bitten noch Drohungen zu einem schleunigen Rückzug bewegen lassen würde, mußte man sich wohl oder übel mit der Tatsache seines unmotivierten Daseins abfinden.

Während man in den Kreisen der braven „erbberechtigten“ Verwandten Gift und Galle über „diese Wendung“ spie, herrschte in den Räumen des alten Biekamp'schen Patrizierhauses eine stille, unermeßliche Glückseligkeit über das winzige, rosige

Menschenknöspchen, das ein freundliches Geschick dem Elternpaare beschert hatte, nachdem dieses schon lange endgültig auf Hoffnungen dieser Art verzichtet hatte.

Der kleinen Hedwig Biekamp Lebensmorgen war im wahren Sinne des Wortes ein Maientag voll Sonne und Blüten, — behütet und erwärmt von grenzenloser Elternliebe. Sie schlief in seidnen Kissen, seidene Vorhänge rauschten über ihr vergoldetes Bettchen, Spitzenkleidchen, so kostbar, wie sie nur ein großstädtisches Geschäft führte, umhüllten ihre Gliederchen, und als sie größer wurde, brauchte sie nur einen Wunsch zu lassen, so war er auch schon erfüllt. Dennoch schien die kleine Hedwig unter keinem guten Stern geboren, denn seit ihrer Geburt kränkelte die Mutter an einem unheilbaren Leiden, und an demselben Tage, wo ihr Töchterchen zum erstenmale „liebe Mama“ deutlich sprach, schloß Frau Klara Biekamp die Augen zum ewigen Schläfe.

Albert Biekamp war untröstlich über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin. In diesen Tagen der Trauer erschloß sich das Herz des vereinsamten Mannes in doppelter Zärtlichkeit seinem Kinde; alle Liebe, die die Tote besaßen, übertrug er jetzt mit auf die Kleine.

Durch eine Zeitungsannonce suchte er eine ältere Dame zur Führung des Hauswesens und zur Pflege seines verwaisten Kindes, und das Glück war ihm in dieser Beziehung günstig. Schon bald fand sich eine Dame, die den anvertrauten Posten in jeder Weise voll ausfüllte.

Die verwitwete Frau Fortrat Helinger hatte selber keine Kinder. Ihr Mann war einem Herzschlag erlegen, zu einer Zeit, wo er eben aus dem Staatsdienste in eine viel höher besoldete Privatstellung übergetreten war. Da sie von der Pension — zweihundertundsechzig Mark im Jahr — unmöglich existieren konnte, hatte sie vorerst eine Stellung als Aufseherin in einem Krankenhause angenommen, der auf die Dauer ihre Kräfte aber nicht mehr gewachsen waren.

Frau Helinger war eine liebe, stille Dame. Obgleich sie nie selber ein Kind besessen hatte, liebte sie doch Kinder mit leidenschaftlicher Hingabe. Alle die aufgespeicherte Zärtlichkeit ihres einsamen, liebebedürftigen Frauenherzens strömte sie über das anvertraute, mutterlose kleine Mädchen aus. Eine rechte Großmutter hätte Klein-Hedwig nicht inniger lieben und mehr verhätscheln können, als die gute Frau Helinger dies tat.

Aber selbst die lachendste Frühlingsluft hatte ihre Wolken. Die kleinen Schatten in Hedwigs sonniger Kinderzeit waren die übergroße, überängstliche Sorgfalt des Vaters und ihrer Pflegemutter, die oft mit ihren kindlichen Wünschen kollidierten.

Der Sinn des lebhaften, gesunden Kindes verlangte nach gleichartigen Spielgefährten, die Fülle der kostbaren toten Spielsachen genügte ihm nicht, es wollte lärmen, tollern, sprigen, spielen wie die andern Kinder auf der Straße, die es vom Fenster aus täglich beobachtete. Aber auf die Straße durfte Hedwig nicht . . . sie hätte überfahren werden oder sonst zu Schaden kommen können, und außerdem fand in den rauheren Jahreszeiten selten die Witterung Tante Helingers Beifall. Bald war es zu kalt, bald zu feucht, bald herrschten die Mäfern in der Stadt, bald der Keuchhusten, bald Influenza, kurz die alte Dame hatte fast immer Gründe, um ihre Genehmigung zu einem Spielen auf der Gasse zu verjagen. An einem regnerischen Märznachmittag saß die Kleine mißgelaunt auf ihrem Lieblingsplatz, dem breiten Fenster Sims, und lutschte gelangweilt und verdrießlich an den Fingerchen. Sie hatte schon allerlei gespielt, die Sachen aber immer bald wieder hingeworfen. Die dicken hellroten Wädhchen tief in die wachsweiße Kinderstirn, in den großen nußbraunen Augen verhaltene Tränchen, das Mündchen

herabgezogen, bot sie das Bild eines allerliebsten Schmolzfächchens.

„Was wollen wir spielen, Mäuschen? Bilder sehen?“ schlug Tante vor.

Aber Mäuschen antwortete nur mit einem unverständlichen, ziemlich eigensinnigen Knurren und drückte das Näschen fester an die Fensterscheibe. Und alsbald begannen die Augen der Kleinen zu lachen, das Mündchen wurde freundlicher — — Es war so lustig . . . Der Zunge, der immer los mitten durch die große Regenpfütze stapfte . . . Hu, wie das klatschte . . . hu — — und Hedwig trommelte mit beiden kleinen Fäusten gegen die Scheibe und jauchzte Beifall. Der Zunge sah auf, lachte und machte seine Kunststückchen von neuem. Hedwig schrie vor Wonne: „Tante, Zunge 'rauffommen! Mit Gete spielen.“

Frau Helinger warf einen raschen Blick aus dem Fenster. Sie kannte den Knaben, — — das einzige Kind der armen Schneiderwitwe Bertholz drüben . . . eigentlich . . . da . . . Gete trampelte schon ungeduldig mit den Füßchen, und um den Liebling nicht zu reißen, riß sie geschwind das Fenster auf und befahl dem Zungen, schleunigst heraufzukommen . . . „Das Kind will mit Dir spielen. Aber putz' die Schuhe erst unten auf der Matte!“ . . .

Zögernd folgte Willi Bertholz dem Ruf der Dame. Aber einmal oben, verflüchtigte sich seine Schüchternheit bald. Hedwig jubelte. Der konnte spielen. Auf allen Vieren kriechen und wie ein Bär brummen. Unter dem Sofa sitzen und bellen wie ein richtiger Hund, und dann wieder eine Eisenbahn aus Stühlen bauen, vor der er die Lokomotive war und in der sie als Passagier saß und sich nach Paris und London und Rußland fahren ließ. Hedwig kam nicht aus dem Lachen heraus, so schön hatte sie noch nie gespielt, und so hatte sie sich noch nie gefreut, nicht einmal über die große Puppe, die Vater aus Berlin verschrieben hatte, die Papa, — Mama sagen, laufen und „Bäckchen“ machen konnte. Seitdem verging kein Tag, an dem Willi nicht oben bei den Biekamps war und mit Gete spielte. Die Kleine hatte sich so an ihren Favoriten gewöhnt, daß sie kaum die Zeit erwarten konnte, bis der Zunge aus der Schule kam und die Bücher nach Haus getragen hatte. Aber auch für diesen war mit jenem regendunklen Märznachmittag eine neue Lebensaera angebrochen. Herr Biekamp begann sich für den aufgeweckten, freundlichen Spielkameraden seines Töchterchens zu interessieren, und im nächsten Herbst ließ er Willi auf seine Kosten ins Gymnasium aufnehmen. Die Mutter des Knaben, die den Unterhalt für sich und ihren Zungen durch Flickarbeiten erwarb, durfte die Mansardenwohnung im Biekampischen Hause beziehen und wurde von dem Bankier reichlich unterstützt, so daß die Not — vordem kein seltener Gast in ihrer Behausung — fortan ihrer Schwelle fernblieb. Im übrigen erwies sich Mutter wie Sohn der Großmutter ihres Wohltäters durchaus würdig. Frau Bertholz war eine brave Frau, und Willi brachte die glänzendsten Zeugnisse nach Hause und wurde bei keiner Versetzung übergangen.

Das Freundschaftsverhältnis der beiden Kinder blieb nach wie vor ein geradezu ideales und überdauerte die eigentlichen Kinderjahre. Hedwig betrachtete Willi ganz und gar wie ihren Bruder; ihr fehlte etwas, wenn sie ihn einen halben Tag lang nicht sah, und wenn sie im Sommer mit dem Vater und Frau Helinger auf einige Wochen verreiste, sehnte sie sich fast krank nach ihrem „Kameraden“. — —

Derweil verflossen die Jahre. Hedwig wuchs heran; aus dem schlanken Schulmädchen wurde ein fester Backfisch, und aus diesem entwickelte sich ein wunderhübsches, junges Mädchen.

Willi hatte das Gymnasium nach Erlangung seiner einjährigen-Berechtigung verlassen und war als Volontär in ein

Hamburger Bankgeschäft, das mit dem Hause Biekamp in Verbindung stand, eingetreten. Nach Beendigung seiner Lehrzeit schickte ihn Herr Biekamp auf mehrere Jahre ins Ausland, um in den dortigen großen Geldinstituten seine Kenntnisse zu bereichern. Und überall machte ihm sein Schützling Freude.

II.

Vom Kirchturm läutete es die sechste Morgenstunde, als Hedwig die Augen öffnete. Behaglich dehnte sie sich in ihren weichen, gestickten Kissen; zum Aufstehen schien es ihr noch zu früh und einschlafen konnte sie auch nicht mehr. Heute war ihr 18. Geburtstag, zu dem, wie an jedem vorhergehenden Jahre, natürliche eine Unmenge Überraschungen seitens des Vaters und der guten Tante geplant waren. Hedwig war trotz ihres munteren, quecksilbernen Wesens, das von vielen als Oberflächlichkeit gedeutet wurde, doch eine tiefinnerliche und zum Nachdenken neigende Natur. Schon als Kind war sie immer bestrebt gewesen, Ursprung und Sinn aller Dinge, die in ihren Gesichtskreis kamen, zu erforschen.

In dieser frühen, stillen Morgenstunde gingen ihr allerhand ernste Gedanken und Betrachtungen durch den Sinn. Am Abend vorher war die Rede von einer Familie gewesen, deren einzelne Glieder sichtlich vom Unglück verfolgt wurden, — arme Pechvögel, denen alles, was sie anfaßten, ohne persönliches Verschulden mißglückte. Und während sie daran dachte, sah sie auf ihr eigenes Leben zurück, auf die verfloffenen Jahre, die wie ein Sonnenstrahl, wolkenlos hinter ihr lagen. Ohne persönliches Verdienst war sie jahrelang ein verhätscheltes Schöpfkind des Glückes gewesen. Unwillkürlich drängte sich ihr die Frage auf, ob es immer so bleiben werde? Wohl kaum. In jedes Menschen Leben ist ein Wechsel von Licht und Schatten vorsehen. Bei manchen Bevorzugten mag das Licht vorherrschen, aber einmal kommen die Schatten — die Sorgen. — Auch ihr würden sie nicht erspart bleiben. Welcher Art sie aber wohl sein würden, fragte sie sich mit einer gewissen Neugierde. Ob die Ehe sie ihr einmal brachte?

Hedwig hatte trotz ihrer Jugend schon viele Bewerber, die teils durch ihre Schönheit und Anmut, teils durch das große Vermögen ihres Vaters angezogen wurden. Diese letztere Tatsache verhehlte sie sich keineswegs, denn bei allem Optimismus, der den Sonnenkindern des Glückes eigen zu sein pflegt, wußte sie doch genau, daß sie nicht so gefeiert würde, wenn sie die Tochter irgend eines kleinen Bürgers und armen Schluckers gewesen wäre. Bei alledem neigte ihr Naturell einem gesunden Realismus zu, der ihr diesen Umstand nicht einmal besonders tragisch erscheinen ließ. Sie dachte über solche Sachen durchaus modern. Die Gründung und Erhaltung eines Haushalts kostet Geld, viel Geld; sie verübelte es den jungen Leuten gar nicht, wenn sie bei der Wahl ihrer Zukünftigen auch die praktische Seite mit ins Auge faßten. Aber davon abgesehen, gefiel ihr keiner ihrer zahlreichen Verehrer so gut, um alle Gedanken an Verlobung und Hochzeit weiter auszuspinnen, keiner, dessen Nähe ihr Herzklopfen verursachte. Da war nur einer . . . Hedwig barg ihr erglühendes Gesicht tiefer in die molligen Kissen —

Vor ein paar Tagen war Willi Bertholz angekommen. Er war zuletzt in Berlin an der Reichsbank gewesen, und nun hatte er ein Engagement in einem großen Londoner Bankhause angenommen, das in anbetracht seiner 24 Jahre und mit dem Jahreseinkommen von 10 000 Mark wohl als glänzend bezeichnet werden konnte. Hedwig hatte ihn in den letzten Jahren öfters gesehen, aber noch nie war es ihr so wie diesmal aufgefallen, wie hübsch und männlich er geworden war. Das dunkle Schnurrbartchen über den Lippen kleidete ihn so gut, und die braunen Augen blitzten so jugendlich lustig unter den schön gezeichneten Augenbrauen hervor . . . Sonderbar! Heute wie früher konnte sie sich keinen neben Willi denken.

Der Vater war auch sehr erfreut über sein Kommen gewesen. Der Vater . . . Und plötzlich fiel es Hedwig ein, daß von der Seite her die Schatten kommen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Bis ans Ende der Welt.

Skizze von Georg Persch.

Er war glücklich und sein Glück war echt.

Du lieber Gott — wer solch ein prächtiges Weib, zwei so liebe Kinder sein eigen nennt und in gleich behaglichen äußeren Verhältnissen lebt, der muß schon ein arger Misanthrop, ein bis zur Sündhaftigkeit Undankbarer sein, wenn er sein Glück nicht empfinden und nicht preisen sollte.

Daß Freund Mebes in einem so friedvollen und geruhigen Ehestandshafen vor Anker gegangen war, freute mich aufrichtig. Der ganze Mensch hatte dadurch gewonnen.

Als Junggefelle in unserer gemeinsamen Künstlerherberge war er der „beste Bruder“ just auch nicht gewesen. Immer zwar ein treuer Freund, ein gutmütiger, offener Charakter, aber selbst für einen Jünger des nachsichtigen St. Lukas zu locker und zu leichtsinnig.

Von seinen tollen Streichen soll hier nicht weiter die Rede sein. Genug, daß er die Summe unseres Leichtsinns — wir waren unter einem Dache acht Kunstbesessene — ausmachte, und das wollte bei der Ansehnlichkeit der einzelnen Posten wahrhaftig etwas heißen.

Bald zehn Jahre hatten wir uns nicht gesehen — dann und wann ein paar flüchtige Zeilen, ein Gruß und Gegengruß — — dies lose, dünne Fädchen war von dem „unzerreißbaren“, „eisenharten“ Freundschaftsbande übrig geblieben.

Aber in den paar Tagen unseres jetzigen Zusammenseins hatten wir uns wieder innig aneinander geschlossen, fester, wie es uns scheinen wollte, als ehemals. Und Frau Märchen hatte kein geringes Verdienst daran.

Sie schien sich über die Erneuerung unserer Freundschaft — wenige Frauen sind so uneigennützig — herzlich zu freuen.

Heute Abend hatte sie uns sogar beurlaubt. Wir durften allein in das trauliche Weinstübchen am Tore gehen.

Urlaub soll man nützen und wir nützten ihn gut.

Und als uns warm und wärmer wurde, da nannte ich ihn laut, wie ich ihn so oft im Innern genannt hatte, einen glücklichen, beneidenswerten Mann.

Er stimmte zu, während seine leuchtenden Augen noch überzeugender sprachen.

Aber dann wurde er ein wenig nachdenklich.

„Kannst Du es glauben“, meinte er, „daß es eine Zeit gegeben hat, wo ich nahe daran war, mir dieses Glück auf ewig zu verscherzen? Wo ich es von mir werfen wollte, da ich es bereits sicher in den Händen hatte? Laß Dir erzählen —“

Wir waren etliche Monate verheiratet. Wir hatten uns zusammengefunden, ohne daß der eine mehr an irdischem Gut besaß als der andere, das heißt, wir hatten beide nichts, und unsere Magen stellten täglich verdrießliche Betrachtungen darüber an, welche Torheit es ist, wenn zwei verliebte Habenichtse das Standesamt für die Pforte zum Lande Schlaraffia halten.

Märchen mußte nicht, aber ich schlechter Kerl wurde unzufrieden.

Ich murrte, geberdete mich verzweifelt, kurzum, meine ganze Sorglosigkeit und Heiterkeit war wie weggeblasen. —

Die Not konnte unmöglich höher steigen, da erhielt ich einen Auftrag — ich sollte ein Porträt malen.

Die Bestellerin war eine, ich will nicht sagen, vornehme, aber doch der besseren Kreise angehörende und vor allem reiche Dame.

Ich hatte schon mancherlei von ihr reden hören, von ihren Extravaganzen, ihren splendiden Festen und anderem mehr.

Der mir davon erzählte, war ein Bekannter, dem ich auch die Bestellung des Bildes verdankte, da er mich seiner „Göttin“ als ein Genie angelegentlich empfohlen hatte.

Daß meine neue und damals einzige Kundin einem Manne den Kopf wohl verdrehen konnte, sollte ich bald an mir selbst erfahren.

Es war sträflich, es war schamlos, daß ich mir von der weltgewandten Modedame das Blut erhizen ließ, und ich bin nicht gesonnen, mich deshalb zu entschuldigen. Freilich — das, mit der Heirat war per Extrapost gegangen, dann kam das leidige Glend, die Entbehrung, und nun plötzlich der Luxus, ein verführerisch schönes Weib — Freund, die Versuchung war groß und ich war wenigstens damals kein Cato.

Und da die Schöne an meinem Trauring keinen Aufstoß nahm, so wäre es beinahe zum Schlimmsten gekommen, wenn — — — doch erst wollen wir mal trinken!

„Weißt Du“, fuhr der Erzähler nach einem kräftigen Schluck fort, „was mir an dem Mebes von damals heute noch am besten gefällt? Daß ihm der Reichtum seiner Dulcinea nicht in die Augen stach. Das war doch noch etwas Reines an mir. Ich schwärmte, phantasierte, lebte in einem beständigen Rausch, so daß mich mein ahnungsloses Märchen gar nicht wiedererkannte. Ehe ihr aber die Augen aufgingen, waren sie, gottlob, mir bereits aufgegangen.“

Und das kam so.

Das Porträt war fast fertig, ich sah mit Schrecken die letzte Sitzung herannahen, da — es machte sich ganz zufällig — hatte ich mit meiner freundlichen Gönnerin einen kleinen Disput.

Wir stritten uns über die Macht der Liebe — ein gefährliches Thema, nicht wahr? Erst blieben wir hübsch objektiv, nach und nach aber wurde das Gespräch persönlich.

Ich stand so ungefähr auf dem Standpunkt: „Die Liebe überwindet alles, sie trägt, sie duldet alles“ — mein Gegenüber, wir saßen am Teetisch, huldigte der nüchterneren Auffassung, daß man wirklich, wahr und leidenschaftlich lieben könne, ohne sich in Überschwänglichkeiten zu verlieren. Auch der Liebe seien Schranken gezogen. Die Vernunft lasse sich nicht ungestraft kaltstellen; wer es versuche, der habe schwer dafür zu büßen.

Dabei sah sie mich so verlockend an, daß der Widerspruch, der in dieser Sprache und in der des Mundes lag, mich tatsächlich verwirrte. Das Weib wurde mir immer mehr zum Rätsel. Aber ich wollte es lösen. Und so sagte ich denn:

„Wenn nun ein Mann, den Sie lieben, zu Ihnen träte und spräche: Folge mir in ein anderes Land, weit übers Meer; folge mir in die entlegene Wildnis, dorthin, wo wir einsam und allein nur unserm Glück leben wollen. Was würden Sie antworten?“

Sie überlegte ein Weilchen und erwiderte dann:

„Ich würde mich zunächst überzeugen, ob die Notwendigkeit vorläge, Welt und Menschen zu fliehen. Muß es denn durchaus romantisch gedacht und gehandelt sein, wenn man verliebt ist?“

„Es muß nicht, aber ich setze den Fall, daß der Geliebte diese Bedingung stellte?“

„Sie meinen, daß er forderte? Einem Befehl würde ich mich niemals unterwerfen.“

Ich merkte, daß sie mir ausweichen wollte.

„Aber wenn nun von einer solchen Flucht, wie Sie es nennen, die Vereinigung beider Liebenden abhinge, würden Sie sich auch dann noch besinnen?“

„Allerdings. Ich mache kein Geht daraus, daß die Wildnis und die Einsamkeit mir wenig reizvoll erscheinen. Und ich möchte nicht bereuen, wenn es zu spät ist.“

„Mit anderen Worten: Sie würden Ihrer Liebe kein Opfer bringen?“

Ein unmutiger Blick traf mich, der ich mich vermaß, die Tiefen ihrer Seele ergründen zu wollen, anstatt zu flirten und zu schwärmen, wie ich es bisher getan. —

An diesem Tage gingen wir ziemlich kühl auseinander. Sie mochte wohl denken, er wird schon wiederkommen und wird dann solche albern und unbequemen Fragen unterlassen. Er kam aber nicht wieder.

Noch ganz beschäftigt mit dem Gegenstande, über den ich mich mit der schönen Frau nicht hatte einigen können, kam ich zu Hause an.

„Hast Du Verdruß gehabt?“ fragte mich Märchen, indem sie mich liebevoll wie immer begrüßte.

„Nein, nein —“ ich konnte ihr doch nicht sagen, was in mir vorging. Aber da erfaßte mich plötzlich das Verlangen, doch auch von ihr zu hören, wie sie über die Macht der Liebe dachte. Trivial natürlich, wie ein gutes, biederes Hausmütterchen!

„Frauchen“, hob ich an und sah sorgenvoll, aber entschlossen darein, „hier geht es so nicht weiter, hier kommen wir nun und nimmer auf einen grünen Zweig. Alle meine Anstrengungen fruchten nichts, unsere Lage verschlechtert sich mehr und mehr. Ich will fort, auswandern! Drüben kann man, wenn man arbeiten will, doch wohl noch eher sein Brot verdienen. Mit der Malerei wirds freilich kaum gehen, ich werde etwas anderes anfangen müssen.“

Märchen sah mich mit weitgeöffneten Augen an. Nun würden wahrscheinlich gleich Tränen fließen! Als die aber auf sich warten ließen, setzte ich die Quälerei fort.

„Selbstverständlich bleibst Du erst hier, bis ich in Amerika, Australien oder sonstwo festen Fuß gefaßt habe. Dann kommst Du nach —“

„Frik!“

Der Ton, in dem mein Name gerufen wurde, mußte einem Barbaren ins Herz schneiden.

„Ja, was denkst Du denn, was werden soll?“

Da schlang mein Märchen beide Arme um meinen Hals.

„Was werden soll? Alles, was werden mag, nur nicht, daß Du allein von hier fortgehst.“

„Aber Du vergißt die Mühsale und Entbehrungen!“

Nun lachte der Schelm sogar.

„Gaben wir nicht bis heute prächtig zusammen gehungert? Meinst Du, wir werdens anderswo nicht auch können?“

„Aber vielleicht geht die Reise weit, sehr weit —“

Da lachte sie nur noch herzhafter.

„Nur zu — ich folge Dir und ginge es bis ans Ende der Welt!“

Und sie küßte mich, als hätte ich ihr eine Freudenbotschaft ersten Ranges ins Haus gebracht.

Im grunde genommen war es ja auch eine solche.

Ausgewandert sind wir nicht — das siehst Du ja — aber zusammen gehalten haben wir von Stund an, als wenn wir wirklich mütterseelenallein in der Prarie oder im Urwald hausten. Ich habe eine Generalbeichte abgelegt und volle Absolution erhalten. Fortuna aber schien nur darauf gewartet zu haben, denn sie meinte es besser und besser mit mir.

Aber die wahre Glücksgöttin war und ist mir doch meine Frau, mein Märchen, und wenns Dir recht ist, leeren wir unser Glas auf ihr Spezielles!“

Soll klangen die Römer zusammen.

(Nachdruck verboten.)

Königliche Küsse.

Nach einem wahrheitsgetreuen alten Bericht begrüßte die schöne Prinzessin Rowena, die Tochter des Königs Sengius von Friesland, den König Vortigern mit einem Kuß. Vortigern war einer der ersten englischen Könige und empfing den berühmten Kuß gelegentlich eines Banketts, bei welchem die schöne Geberin der geehrte Gast des Königs war.

Das Küßfen wurde bald in England außerordentlich beliebt bei anderen Fürstlichkeiten, und selbst zu Cromwells Zeiten ging die Königin Christi na von Schweden so weit, daß sie dem englischen Gesandten gebot, sie die „angenehme Art der englischen Begrüßung“ zu lehren. Sie zeigte sich zweifellos als eine sehr befähigte Schülerin und muß an dem galanten Botschafter einen sehr bereitwilligen Lehrer gefunden haben.

Ein berühmter königlicher Kuß wurde einst sehr übel vermerkt, wenn man den Chronisten jener Periode glauben darf. Es handelt sich um jenen Herzog von Clarence, welcher später Wilhelm IV. wurde. Auf einer Tour durch Unterkanada gelangte er über die Grenze in den nordamerikanischen Staat Vermont. Er trat in den Laden eines Barbiers und wurde auf die Frau des Haar Künstlers aufmerksam, welche sehr hübsch war. Nachdem er rasiert worden war, war Seine Königliche Hoheit so unbefonnen, der Frau einen Kuß zu rauben, worauf er bemerkte: „So, nun erzähle Deinen Landsleuten, daß der Sohn des Königs von England der Frau eines Yankee-Barbiers einen Kuß gegeben hat.“ Wie die Dame diese Freiheit aufgenommen hat, weiß man nicht; ihr Mann war jedenfalls wütend darüber und warf seinen königlichen Kunden ohne Umstände hinaus mit den Worten: „So, nun gehen Sie und erzählen Sie Ihren Landsleuten, daß ein Yankee-Barbier dem Sohn des Königs von England einen königlichen Fußtritt gegeben hat.“

Im Vatikan erinnert man sich vielleicht mit frommem Schauer eines berühmten königlichen Kusses. Vor einigen Jahren wollte der König von Schweden dem Papst seine Ehrfurcht bezeugen, und statt nach der vatikanischen Etikette die päpstliche Hand zu küssen, drückte er einen herzhaften Kuß auf beide Wangen des Oberhauptes der römisch-katholischen Kirche.

Eine kindliche Geschichte wird über einen Kuß des jungen Königs Alfons von Spanien erzählt. Einmal hatte die Patti, die große Sängerin, vor der Königin-Regentin und dem spanischen Hofe gesungen, als der junge König auf den Armen seiner Wärterin in das Zimmer gebracht wurde. Als die Patti die Grübchenhand des kleinen Monarchen an ihre Lippen drückte, rief die Königin-Regentin aus: „Mein Sohn soll nicht so ungalant sein. Er soll nicht der erste Spanier sein, welcher einer Dame erlaubt ihm die Hand zu küssen. Erlauben Sie ihm, Ihnen einen Kuß zu geben.“ Dies tat der kleine König, indem er seine Armdchen um den Hals der Primadonna schlang und sie zärtlich küßte.

(Nachdruck verboten.)

Aus aller Welt.

C. K. Das Theater als Goldland. In keinem Beruf haben sich wie in allen Ländern so ganz besonders in England während einer Generation die Einnahmen so überraschend vermehrt wie in dem des Dramatikers und Schauspielers. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß der Bühnenberuf sehr überfüllt und das Einkommen der Mehrzahl der Schauspieler sehr zurückgegangen ist. Demgegenüber bleibt es aber Tatsache, daß berühmte Schauspieler der Jetztzeit viel mehr verdienen als ihre berühmten Kollegen vor hundert Jahren. Man kann im heutigen England, wie Sidney Park in einem Londoner Blatt ausführt, wenigstens ein Duzend Namen von Schauspielern und Schauspielerinnen nennen, deren wöchentliches Einkommen wenigstens 2000 Mark beträgt. Diese Summe ist indessen in der letzten Zeit noch bedeutend überschritten worden, und zwar durch Trees Engagement von Mrs. Kendal und Miß Ellen Terry in den „Lustigen Weibern von Windsor“, von Miß Olga Netherole im „Gordischen Knoten“, durch Arthur Collins Engagement von Mrs. John Wood am Drury Lane und in vielen anderen Fällen. Miß Ida Reeve hat neben einer wöchentlichen Gage von 2500 Mark noch Lantime gehabt. Dies ist wohl die höchste Summe, die je an einem gewöhnlichen Theater für ein dauerndes Engagement gezahlt wurde. In der Pantomime sind 2000 Mark für den Hauptdarsteller ein gar nicht ungewöhnliches Honorar, 1200 Mark gewöhnlich, und den Höhepunkt erreichte Dan Leno mit 5000 Mark im Drury Lane. Legt man diese Zahlen zu Grunde, so kann man sagen, daß ein jährliches Einkommen von 80 000 Mk. für einen tüchtigen Schauspieler durchaus im Bereiche des Möglichen liegt, also ein Einkommen, das mit nur sehr seltenen Ausnahmen der Maler, Romandichter, Musiker — abgesehen natürlich vom Opernsänger — und der Journalist nicht erzielen kann. Ist ein Schauspieler auch noch Regisseur und bezieht Lantime, so kann sein wöchentliches Einkommen auf 6000 und sogar 10 000 Mark steigen. Aber die größten finanziellen Erfolge des Schauspielers sind wenig neben dem goldenen Lohn, der dem erfolgreichen Dramatiker winkt. Bis zur Mitte der viktorianischen Ära pflegte der Dramatiker sein Stück für 100 bis 10 000 Mark an den Theaterdirektor zu verkaufen. So erhielten Charles Reade und Tom Taylor für „Maske and Faces“ im Jahre 1852 von Ben Webster 3000 Mark. Reade kaufte 1873 das Stück für 4000 Mark zurück, und bei einer Wiederaufnahme im alten Prince of Wales-Theater 1875 erhielt er 60 Mark für den Abend. „Lady of Spans“ wurde von Bulwer für 200 Mark an Macready verkauft, Tom Taylor bekam für „The Ticket of Leave Man“ 3000 Mark, Goldsmith dagegen für „She stoops to conquer“ 18 000 Mark. Der Wert der dramatischen Arbeit verringerte sich in der Zeit von Garrick bis zu Macready sehr und erreichte seinen Tiefstand in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts. So verkaufte Dr. Johnson ein Stück, das wie alle seine anderen keinen Erfolg hatte, für 20 000 Mark, welche Summe einen erstaunlichen Gegensatz zu den 3000 Mark für das immer wieder erfolgreiche „Ticket of Leave Man“ bildet. Der moderne Dramatiker erhält dagegen einen bestimmten Prozentsatz der Bruttoeinnahme des Theaters, an dem das Stück gespielt wird; und dieser Prozentsatz richtet sich nach seinem Ruf als Dramatiker. Dieses System wurde von Boucicault in Amerika eingeführt und verdankt seine Entstehung einem Zufall. Ein amerikanischer Theaterdirektor konnte Boucicault nicht die ausbedungenen 4000 Mark bezahlen und traf mit ihm das Abkommen, daß er einen Teil der Einnahme erhalten sollte. Durch diesen glücklichen Zufall verdiente er an einem Stück mehr wie der fleißige Tom Taylor an hundert. Was das System bedeutet, mag ein Beispiel zeigen: Ein erfolgreiches Stück wird an einem Londoner Theater oft acht Monate hintereinander gegeben, mit einer Bruttoeinnahme von 1 200 000 Mark. Das ist keineswegs übertrieben, ja in vielen Fällen ist die Summe noch größer. Bei 10 Prozent erhält der Dichter also allein aus London 120 000 Mark. Dazu kommen die Einnahmen aus den englischen Provinzen, aus Amerika, Australien, Südafrika und vom Kontinent; es ist daher nicht übertrieben, wenn man sagt, daß sehr viele Stücke 200 000 Mark und nicht wenige die Hälfte gebracht haben. Ein Dramatiker wie S. W. Barrie, der oft gleichzeitig in London und Amerika, ganz abgesehen von den englischen Provinzen, zwei Lustspiele aufzuführen läßt, hat in mancher Woche 10 000 Mark verdient; wenn man die tote Zeit in Anschlag bringt, so kann das jährliche Einkommen eines Dramatikers von Barries Bedeutung auf 500 000 Mark angesetzt werden. Wenn ein Stück auch in London verschwindet, wird es oft noch Jahr für Jahr in den Provinzen gespielt und bringt dem Dichter Einnahmen. Ein erfolgreiches Stück ist seine 200 000 Mark wert, ein erfolgreicher Roman aber meist nicht mehr als 20 000 Mark, und nur sehr wenige Romane bringen so viel ein. Unter diesem Gesichtspunkt ist also von allen

lebenden Wesen, die ihren Lebensunterhalt mit der Feder verdienen, der Dramatiker am meisten zu beneiden, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Zahl der Worte in einem Stück selten 8000 übersteigt, während nur wenige moderne Romane unter 90 000 und viele bis zu 120 000 Worte enthalten.

C. K. „Noch schlimmer als die Trunksucht“ nennt ein englischer Arzt die in England in besorgniserregender Weise zunehmende Sucht, Opium und ähnliche Betäubungsmittel zu nehmen. „Ein ungesunder Wunsch, Opium und andere Mittel ähnlicher Art zu nehmen, scheint das englische Volk ergriffen zu haben. Tatsächlich trinken die Leute alles, was ihnen eine zeitweise Linderung des „Gefühls der Müdigkeit“ und der vom Wirbel des Gesellschaftslebens zerrütteten Nerven gewährt. Arzneimittel werden aus rein persönlichen Gründen genommen, um eine geistige oder körperliche Depression zu bekämpfen. Viele Ursachen tragen zu der heimlichen Ausbreitung der schrecklichen Gewohnheit bei. Finanzielle Sorgen, schlechte Geschäfte, Verzweiflung und getäuschte Hoffnungen sind begleitende Umstände des täglichen Geschäftslebens. Die Menschen drängen sich in Städten und leben fern von der reinen Luft und der Ruhe ländlicher Gegenden. Dann läßt sich der so abgebezte und geistig deprimierte Mensch vom Arzt ein Beruhigungsmittel verschreiben, und schließlich nimmt er die ganze Stufenleiter schädlicher Mittel, vom Brom zum Opium nacheinander ein. Der gelegentliche Gebrauch einfacher Schlaf- und Beruhigungsmittel führt schließlich zum Opium. Die subcutanen Einspritzungen, Morphinum-pillen und Kokainpulver wirken schneller als die Trunksucht, und zum Teil tragen die Ärzte die Verantwortung dafür, weil sie unbekümmert um die Folgen einen zu freien Gebrauch von den starken Betäubungsmitteln machen. Dieses häufige Verschreiben von Opium ist fast ein Verbrechen; Alkohol, Whisky usw. können bei dem Opiumesser das Opium nicht ersetzen. Nichts ist schwerer, als mit dem Opiumessen zu brechen. Es macht Männer und Frauen geistig und körperlich elend, zu Lügner, Dieben und noch Schlimmerem. Opium müssen und wollen sie haben. Die feinsten Frauen erniedrigen sich tief, um ihre Begierden zu befriedigen. Während im Jahre 1898 für 4 440 720 Mark Opium in England eingeführt wurde, ist der Wert der Einfuhr im Jahre 1902 auf 9 640 440 Mark gestiegen! Für andere, nicht einzeln aufgeführte Drogen betragen die Zahlen 17 375 640 Mark im Jahre 1898 und 20 141 756 Mark im Jahre 1902. Da die Preise sich seit 1898 wenig geändert haben, ist die Zunahme des Wertes der Einfuhr sehr bedeutend. Der Ernst der Lage kann nicht mehr bezweifelt werden; die angestellten Untersuchungen beweisen, daß die schreckliche Gewohnheit auf keine Klasse beschränkt ist. Die Damen der Gesellschaft nehmen Drogen, um sich ein künstliches Feuer zu schaffen, das sie infolge der selbstgestellten Anforderungen an ihre Kraft und Ausdauer unmöglich erhalten können; und große Mengen Arsenik werden an Frauen verkauft, die einen besonders weißen Teint haben wollen. Junge Mädchen kaufen Kokain, das sie teuer bezahlen müssen, tranken Watte damit und atmen es ein, bis ein Gefühl der Heiterkeit über sie kommt. Nächste Opium ist Kokain am beliebtesten, was darauf zurückzuführen ist, daß viele Verordnungen bei Katarrhen Kokain enthalten. Wenn der Patient entdeckt hat, was er nimmt, so ist von der Medizin zum reinen Kokain nur noch ein kleiner Schritt. Eine große Gefahr für das Publikum liegt darin, daß die Kokainsucht unter Personen, wie Eisenbahnern, Signalwärtlern, Weichenstellern u. a. verbreitet ist. Sie fürchten den Gebrauch alkoholischer Getränke, weil das leicht zu merken ist; denn Kokain macht sich erst beim völligen Zusammenbruch bemerkbar. Der gewohnheitsgemäße Gebrauch von Betäubungsmitteln hat die fast unvermeidliche Folge von Geistesstörungen. Halluzinationen infolge von Kokain sind nur die Vorläufer von ständigen Geistesstörungen; in einer großen Anzahl von Fällen tritt dieser Zustand nach kurzer Zeit ein. Die Statistik zeigt eine beunruhigende Zunahme der Geisteskranken, und nur bei wenigen liegen erbliche oder prädisponierte Ursachen vor. Vor zehn Jahren wurden, abgesehen von den in ihrem Hause behandelten Geisteskranken, in Anstalten 89 822 Patienten gezählt, im vorigen Jahre waren es dagegen 110 713, sodaß die jährliche Zunahme auf 2769 Patienten geschätzt wird. Die Schwierigkeiten bei Bekämpfung des Übels liegen auch darin, daß das Laster im Anfangsstadium nicht zu bemerken ist und erst entdeckt wird, wenn es zur Ausrottung zu spät ist. Die Opiumhöhlen gedeihen weiter; Teehäuser, in denen Kaffee und Tee, Liköre, Spirituosen und Drogen verkauft werden, haben vielen Zuspruch, die Modistinnen der vornehmen Welt haben unter ihren Erfrischungen Drogen, und gewissenlose Chemiker machen ein gutes Geschäft mit dem verbotenen Umsatz schädlicher Mittel. Und während diese habgierige Minderheit sich so bereichert, werden Männer und Frauen in einen Zustand der Entartung getrieben, dessen Fluch noch auf der dritten und vierten Generation lasten wird.“

O. K. Indische Heilige. In eine seltsame Welt läßt ein soeben in London erschienenen Buch „The Mystics, Ascetics and Saints of India“ von S. Campbell Oman einen Blick tun. Er schildert die heiligen Büßer und Wundertäter in Indien, und namentlich auch über die Triebfedern ihrer Handlungen gibt er einige überraschende Aufschlüsse. Der religiöse Schwärmer glaubt, daß er sich den schrecklichsten Kasteiungen unterwerfen muß, wenn er eine besondere Gnade zu erhalten wünscht. In dieser Beziehung geben die Orientalen Beweise von einer fast wunderbaren Entschlossenheit und Ausdauer. Fast unglaublich klingen die Schilderungen von Selbstquälereien, denen sich Fanatiker und geizige Fakire unterwerfen; aber man sieht ihre Prozeduren in Abbildungen, die dem Buche beigegeben sind. Ein Mann hängt mit dem Kopf, der mit Ketten belastet ist, nach unten, ein anderer sitzt in fast unmöglicher Stellung mit gekreuzten Beinen und verdrehten Füßen, so daß die Fußsohlen auf dem Bauch ruhen. Ein dritter nimmt eine ähnliche Stellung ein, mit seinen schrecklich verdrehten Beinen aber hält er sich auf den Kniegelenken im Gleichgewicht. Aber wenn auch religiöse Inbrunst das treibende Motiv sein kann, so ist in vielen Fällen doch der Zweck dieser Qualen die Habgier. Ein Mann erleidet das Märtyrertum, um Geld genug zur Erhaltung von 100 000 Brahminen zu sammeln; ein anderer will sich wohl auch seinen Gott geneigt machen, damit er Kraft genug gewinnt, einen gegnerischen Glauben zu vernichten. In Indien gibt es viele Klöster, Tempel und religiöse Anstalten. Der reiche Hindu gibt sein überflüssiges Geld zur Errichtung solcher Gebäude aus. Sowohl pekuniäre wie religiöse Erwägungen führen ihn dazu. Merkwürdig ist der feste Tarif, der die geistigen Vorteile für die frommen Stifter festsetzt. Er ist ein genau geregeltes Geschäft: Wer den Bau eines Tempels für Hari ins Auge faßt, dem werden die Sünden von hundert früheren Geburten erlassen. Der Gründer eines Tempels für Vishnu sichert sich seine Rettung und die von acht Generationen über seinen Großvater hinaus. Wer einen Tempel für Hari bauen läßt, trägt 10 000 vergangene und zukünftige Generationen zum Hause Vishnus. Beim Beginn des Baues eines Tempels für Krishna werden die Sünden von sieben Geburten vernichtet und die Vorfahren aus der Hölle gerettet, usw. Ebenso bringen Wittsteller, die wegen einer günstigen Antwort auf ihre Bitten der Gottheit dankbar sind, dem Tempel Dankopfer oder statten ihn mit Geld oder Land zu allgemeinen Zwecken aus. Dazu kommen die Opfer ängstlicher Seelen zur Abwendung von Unheil. So entstehen durch religiösen Eifer, Habgier, Nächstenliebe, Aberglauben und aus Trägheit immer neue Tempel und Klöster, und durch ihre Vermehrung wird wieder das Heer der Bettler größer. Manche Klöster sind so reich geworden, daß die britische Regierung darauf aufmerksam geworden ist. In der Regel sind sie harmlos, aber einigen sind auch Räubereien und Morde nachgewiesen. Weniger beglaubigt, aber nicht weniger charakteristisch für den Geist des Landes sind die Geschichten von indischen „Wundertätern“, denen Oman ein besonderes Kapitel widmet. Indien ist das klassische Land der „Wunder“. Höchst merkwürdig ist besonders die Geschichte eines gewissen Hassan Khan, der ohne Entgelt in einem kleinen Kreise Bekannter Proben seiner besonderen Kräfte gab. Bei Tisch sagte er seinen Gästen, sie möchten um irgend ein beliebiges Gericht bitten, und kaum hatten sie es gesagt, so erschien das Gewünschte. Einmal hatte er von seiner Veranda aus nach Champagner gerufen, und sofort sauste eine Flasche durch die Luft, schlug ihn auf die Brust und zerbrach in kleine Stücke. Noch geheimnisvoller war ein Erlebnis, das ein Freund des Verfassers hatte, als er mit Hassan Khan zusammen reiste. Er wollte gern ein erfrischendes Getränk haben, und Hassan gebot ihm, seinen Arm aus dem Eisenbahnwagen herauszustrecken. Er tat es, und sofort flog ihm eine Flasche Wein in die ausgestreckte Hand. . . Oman führt auch an, daß Silber aus Kupfer und Gold aus Silber gemacht wurde.

(Nachdruck verboten.)

Rätsellese.

Kryptogramm.

Von German Rothenfels.

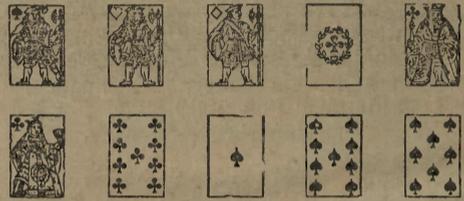
Jeder der 10 folgenden, der Geographie Borsens entnommenen Städte: Schneidemühl—Krotoschin—Filehne—Kröben—Posen—Nakel—Fraustadt—Wreschen—Czarnikau—Bromberg ist der Reihe nach 1 Buchstabe zu entnehmen und damit der Name einer im Regierungsbezirk Bromberg gelegenen Stadt zu bilden.

Bilderrätsel.



Skataufgabe.

(a b c d, die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
V, der Vorhandspieler, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:
b, c, dB, aA, K, D, 9; bA, 9, 8.



Die Gegentrümpele sitzen gleichmäßig verteilt. Im Skat c7 und d7. M hatte 9 Augen weniger in der Karte, als H. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderrätsels.

Alle Blumen müssen welken.

Auflösung des Füllrätsels.

E I M E R
A N K E R
N E G E R
H E G E L
N A D E L
Engel — Regen.

Auflösung der Zahlenschrift.

Eigen Sinn ist die Energie der Dummheit.
(Schlüssel: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11.)
d e g h i m n r s t u

Auflösung des Ergänzungsrätsels.

Streiche die Phantasie fort und die meisten Genüsse unseres Daseins sind nicht des Erwähnens wert.

Auflösung der Skataufgabe.

Von den möglichen fünf Spielen sind vierlosbar:
1. **Wendespiel.** Der Spieler kann d7 tournieren und zu einer anderen Farbe ein leeres Blatt finden. Hierauf kann er bei ungünstigem Kartensitz mit Schneider verlieren. Er hat in der Nebenkarte drei Asse, die ihm sämtlich weggestochen werden können und zwei kleine Blätter, die er sang- und klanglos den Gegnern opfern muß.
2. **a-Handspiel.** Hierbei muß der Spieler, wenn die Trümpele verteilt sitzen und eine Hand die b-Flöte, die andere die c-Flöte hat, folgende Stiche abgeben: 1. B. bK, bA, a10, (-25) 2. G. cK, aK, cD (-11) 3. B. b10, bD, dA (-24), wodurch die Gegner gerade 60 erhalten.
Unverlierbar sind die übrigen Spiele. Bei Großspiel muß der Spieler danach trachten, wenigstens eines seiner 3 Fehlblätter (a9, bD, cD) abzuwerfen. Am günstigsten ist es, wenn er im 1. Stich nicht mit dem K drangeht, sondern klein zugibt; dadurch nimmt er den Gegnern die Möglichkeit, die betreffende Behn mit einer großen Wimmelung hereinzubringen. Bei b- und c-Handspiel beruht die Unverlierbarkeit darauf, daß im Gegensatz zum a-Handspiel, wo der Spieler 2 Damen (Ober) den Gegnern opfern mußte, hier nur a9 und 1 Dame (Ober) fallen, mithin die Gegner 3 Augen weniger erhalten = 57.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Richard Thiel, Arthur Lensch, Emmie Fockereiter, Fritz und Willi Boeltz, Hermes, Max Fock, Oly Steinike, Dülberg, Alma Klob, Muna und Marie Maef, Bromberg. Malwine Nastalie, Helene Abraham, Schweidnitz. Max Markus, Gröger, Alexander, Marga Friedländer Bromberg.